

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Naturempfindung.

Im Vollgenusse meines Seins —
O seliges Behagen! —
Fühl ich, Natur, mich werden eins
Mit dir in diesen Tagen.

Vergessen hab ich Not und Harm
Und menschlich banges Sorgen,
Ich ruhe still in deinem Arm,
Gehellig und geborgen.

Verstummen will in meiner Brust
Das Ringen und das Streben —
Und heiter werd ich mir bewusst:
Ich leb nur, um zu leben;

Zu leben wie das Blatt am Strauch
Und nichts mir zu erwerben,
Als einst im kühlen Abendhauch
Ein leichtes, schönes Sterben.

Ferdinand v. Saar.

Der Hahenschrei.

Von Klara Pöhl-Nordhelm.

Beim Siebenschneider wurde es an Sonn- und Feiertagen immer hübsch spät, bis man endlich zum Mittagessen kam. Die einen gingen nämlich ins Dorf hinein in die Kirche und die anderen hinauf nach Giesmann. Es war nach beiden gleich weit. No, so gegen zwölf Uhr trotteten sie ja daher. Die Knödel dampften bereits auf dem Tisch und der Hausvater sprach: „Jetzt gehn wir zum Dessen!“ Dann das Tischgebet:

„Dein heiliges Kreuz sei unser Tisch,
Dein heiliges Fleisch sei unser Fisch,
Dein heiliges Blut sei unser Trank.
Wir sagen für alles Gott Lob und Dank.“

Ein Vater unser und Ave Maria, und die Esfel ging los. Bevor nicht jeder seinen dritten Knödel unten hatte, wurde blutwenig gesprochen. Endlich brach die Bäuerin, die den Heimbleser hatte (während des Gottesdienstes Haus und Hof hüten mußte) und schließlich doch auch wissen wollte, was seit einer Woche in der Welt sich ereignet habe, das Schweigen: „Was gibts Neues?“

„Neues genug!“ erwiderte der Bauer und tat einen tiefen Zug aus dem Wassertrug.

Wieder lautloses Schweigen. Ganz verwundert über das seltsame Gebaren blickte die Bäuerin fragend in die Runde.

Der Hansl, der Großknecht, der vom Weltkrieg eine fürchterliche Schramme über die ganze Schädeldecke als Andenken heimgebracht hatte, sagte endlich: „Ja, heut hats der Gemeindediener auf dem Kirchplatz verlesen: Ihr seid mit dem heutigen Tage dem glorreichen Königreich Italien einverleibt worden. Unsere stolze Nation will nichts von euch, als daß ihr getreue, gehorsame Söhne seid und euer neues, schönes Vaterland schätzen und lieben lernet.“

„Wenns also ist, müssen wir sie freilich gern haben,“ psnutterten (lächelten) die Mägde.

Das Rosete stieß ihren Bruder an und sagte: „Du bist a Walscher!“ Auch der Knecht trachte den Kleinen: „Ja, Seppete, jetzt müssen wir zu dir sagen: der Beppo. Und wenn wir wollen Vater unser beten: Padere nostere.“

„Oha!“ sprang der Bub auf, „was kann denn ich dafür, daß ihr verloren habt? Bartet nur,“ ballte er seine Faust, „wenn ich groß bin, lassen wirs wieder losgehn?“

„Schau den Putschkönig (Zaunkönig) an, der hat Schneid!“ lachten die Mägde. Die Bäuerin aber seufzte: „O mein, Kind, a Krieg ist was Schreckliches; wills Gott, daß du keinen zu erleben

brauchst! Wo wird denn die neue Grenz?“ frug sie dann. — „Ja wohl halt am Brenner!“

„Um die welsche und die deutsche Grenz hat man schon in alten Zeiten nichts als gestritten,“ sagte das Neundl. „Habis die Gschicht von die zwei Bischöf und dem Hahnträhen noch ghört? . . . Gut, so will i sie euch erzählen: Zur selben Zeit war das Land Tirol Eigentum vom Trientiner und Säbner Bischof und die zwei Männer hätten halt als Nachbarn friedlich miteinander leben sollen, jed: dem andern das Seinige lassen und nit alleweil stänkern und streiten. Und ganz besonders losgegangen isst immer wegen der Grenz, weil jeder dem andern hat wollen a Stück Land abzwacken. „Das ewige Hadern von die zwei Großklopfeten isst uns bald zuwider“, haben endlich die Leut zu schimpfen angefangen; isst wohl wahr, das Bad müssen nur wir austrinken. Bald sperrt der eine die Grenz zu und laßt nichts mehr durch, bald der andere. Die Augsburger kommen mit ihren Tuchballen nit weiter und wir können kein Salz verkaufen. Auf die Viehmärkt läßt sich kein Welscher mehr blicken und die Beneziger-Mannlen bleiben auch ganz aus; unsere Weiber sein z'nicht und bösmäutig, weil wir ihnen keine Seidentücher mehr kaufen können. Wenn das Ding nit bald anders wird, müssen schon wir selber Mode machen,“ sagten die Leut. — „Wie wärs denn, wenn wir sie frisch beide umbringen?“ hat einer den Vorschlag gemacht. — „Das hilft niz,“ haben die andern gesagt, „da kommen wir alle in Kirchenbann. Wir werden halt do müssen trachten, es im Guten auszumachen. Wissts was, wir schicken a Ordnung nach Rom zum Papst, es soll er die Sache regeln.“ — Gut, es reifen etliche Mander nach Rom, machen vor dem Heiligen Vater einen Kniefall, busen ihm den Pantoffel und sagen: „Wir täten recht schön bitten, daß bei uns bald a Ordnung wird!“ Der Papst hat a Zeilang nachgedacht und dann gesagt: „Wissts was? Wer der Gschmilttere isst, der isst auch der Gscheitere und der soll auch mehr Land bekommen, weil auf der ganzen Welt der Schnellere mehr erwischt als der Vater Langsam. Also horcht: In der Früh, wenn der Hahn zum erstenmal kräht, sollen an einem bestimmten Tag von der welschen Grenze aus beide Bischöfe ausbrechen und marschieren, sowetts einer dergeht. Wo der Schnellere um Sonnenuntergang antommt, da isst die Grenz.“ — „Jetzt gehts schon gut!“ haben sich die Deutschen gedacht. „Unser Bischof isst a starker, wohlgenährter Herr, der wird den zaundurten Heiligen schon überflügeln.“ — Aber die Walschen sein schon damals schlaue Teufel gewesen.

So haben halt beide Parteien an schönen lustigen Hahn ausgeht und wohl halt ghofft, daß er bezeiten krähen wird. Wie dann der Tag herankommt, haben sich beide Herren die Fußsohlen mit Unschlittkerzen eingerieben, feste Stiefel hergerichtet und gesagt, morgen in aller Früh kanns losgehen. Im ganzen Palast hat man dieselbe Nacht nichts als ghorcht, ob nit bald der eine oder der andere Hahn kräht. Wie's gegen Mitternacht geht, schleicht der welsche Bediente in den Hennenstall und schüttet seinem Hahn a Krug voll Wasser üben Kopf. Bua, der hat dann wohl großmächtig gekräht. So hat der welsche Bischof um etliche Stunden früher ausbrechen können und isst akurat bis Brigen kommen. „Und da isst und bleibt die Grenz!“ hat er gesagt. — „Oha, es isst nit mit rechten Dingen zugegangen!“ haben die Deutschen sich wehren wollen. Aber mel, das hat niz gnußt. — „Da isst die Grenz?“ hats gheihen, „und jetzt gebts an Frieden aus, ihr dickklopfeten Ramml ihr!“ Wenn alles zusammenhilft, kann man niz machen,“ schloß das Neundl seine Erzählung. — „Und jetzt isst die Grenz gar am Brenner,“ klagte die Bäuerin und hat einen neroöfen Vacher.

„Beikeiß,“ wehrt der Bauer, „die Grenz machen wir uns selber, ob das Lüpfl auf dem I gigg oder gagg isst, döts isst nit die Hauptsach: Die Grenz zwischen Deutsch und Welsch isst und bleibt in alle Ewigkeit dort, wo die deutschen Laut aufhören; verstehts mit Und wenn man uns die Haut abzieht und in Del siedet und bratet, wegen dem sein wir no alleweil keine Walschen. Die werden wir erst, wenn wir es selber wollen.“ (Aus dem hervorragend illustrierten Tirolheft des „Alpenfreundes“, München.)

Asymmetrie des menschlichen Körpers.

Von H. Fehlinger.

Die rechte und die linke Seite des menschlichen Körpers weisen in ihrer Gestalt vielfach Ungleichheiten auf, mit denen nicht selten auch funktionelle Unterschiede verbunden sind. Am besten bekannt ist die Ungleichheit der oberen Extremitäten, die sich bei weitem den meisten Menschen als Rechtshändigkeit und bei einer Minderzahl als Linkshändigkeit äußert. Bei Rechtshändigkeit ist die rechte Hand nicht nur durch größere Gewandtheit im Gebrauch ausgezeichnet, sondern es sind auch die Sinnesorgane auf der rechten Seite besser ausgebildet und leistungsfähiger. Bei Linkshändigkeit ist das Verhältnis umgekehrt. Die Asymmetrien der äußeren Körperformen sind im wesentlichen bedingt durch solche des Skelett- und Muskelsystems, sie sind aber auch am Körper des lebenden Menschen festzustellen. Die Ungleichheiten können kaum als Mängel aufgefaßt werden. Sie sind wahrscheinlich eine Folge des aufrechten Ganges, der die oberen Gliedmaßen von der Ortsbewegung ausschließt und ihnen die Anpassung an neue Tätigkeiten und eine Steigerung der schon bei Vierfüßlern vorhandenen Abweichung der Körperhälften gestattet.

Die Arme sind bei etwa einem Fünftel der Menschen gleich lang, bei vier Fünfteln aber ungleich lang. Gewöhnlich ist der rechte Arm der längere. Mit der größeren Länge der Knochen des rechten Armes verbindet sich eine größere Mäßigkeit, die in Umfang und Gewicht zur Geltung kommt. Auch das Gewicht der Muskeln ist größer, und dementsprechend sind die Armmuskeln bedeutender als die des linken Armes. Weniger ausgeprägt als die einseitig stärkere Entwicklung der Armbknochen ist jene der Handknochen. An den Funden von Menschenknochen aus weit zurückliegender vorgeschichtlicher Zeit wurden die gleichen Unterschiede festgestellt, die bei den Gegenwartsmenschen bestehen. Dagegen bestehen die Ungleichheiten der beiderseitigen oberen Extremitäten bei Föten und Neugeborenen noch nicht. Weniger konstant sind die Asymmetrien der unteren Gliedmaßen, auch fehlt in dem Fall die Uebereinstimmung zwischen Entwicklung und Gebrauchsfähigkeit, denn die Mehrzahl der Menschen sind Rechtshänder, obwohl das linke Bein meist länger ist als das rechte; bei etwa einem Drittel sind beide Beine gleich lang. Bei ungleicher Beinlänge trifft der Unterschied bald mehr auf den Oberschenkelknochen, bald auf den Unterschenkelknochen. Mit den Längenunterschieden verbunden sind gleichsinnige Unterschiede des Umfangs und Gewichts. Die Asymmetrien der unteren Gliedmaßen sind ebenfalls bei der Geburt noch nicht vorhanden. Die ungleiche Beinlänge macht sich bei gewissen Turnübungen geltend und in den eigentümlichen Ringwanderungen bei Ausschaltung der Sinnesorgane, besonders des Auges. Betrachtet man Arme und Beine zusammen, so zeigt sich als häufigstes Vorkommen wechselseitige Asymmetrie, größere Länge des rechten Armes ist mit größerer Länge des linken Beines verbunden. Vielleicht spiegelt sich hierin noch ein Vorfahrenzustand, nämlich die gekreuzte Verwendung der Extremitäten beim Gehen, wie sie den meisten Vierfüßlern eigen ist.

Mit den Ungleichheiten der Arme und Beine in Verbindung stehen solche der Wirbelsäule, des Brustkorbes, Schultergürtels und Beckens. Ein ursächlicher Zusammenhang ist nicht erwiesen. Bei Rechtshändern ist die Entfernung der Brustwarze vom Nabel links um einige Millimeter größer als rechts, bei Linkshändern ist es umgekehrt. Dagegen ist gewöhnlich die rechte Hälfte des Brustkorbes weiter als die linke. Häufig steht die rechte Schulter tiefer als die linke, namentlich in Verbindung mit einer größeren Spannung einiger rechtsseitigen Rückenmuskeln. Die Asymmetrien des Beckens, die am Lebenden wenig auffallen, stehen im Zusammenhang mit leichten seitlichen Krümmungen der Wirbelsäule und der größeren Länge des einen Beines. An der Wirbelsäule besteht bei längerem rechten Arm und linken Bein, von rückwärts betrachtet, eine leichte Ausbiegung nach rechts im oberen Teil und eine geringe Ausbiegung nach links im unteren Teil. Diese Krümmungen bilden sich in der Regel erst zwischen dem 7. und 10. Lebensjahre aus.

Die Ursache der Rechtshändigkeit liegt wahrscheinlich in einem Uebergewicht der linken Hirnhemisphäre über die rechte (da ja die linke Hemisphäre die rechte Körperhälfte beherrscht). Zur Erklärung der größeren Länge des linken Beines werden vorwiegend statische Momente herangezogen. Da es meist als Standbein benutzt wird, so kann seine größere Länge als eine Wachstumsreaktion auf den Reiz häufigerer Belastung aufgefaßt werden.

Eine leichte Asymmetrie des Schädels ist bei allen Menschen vorhanden und durchaus natürlich. Namentlich ein Gesicht mit völlig gleichen Hälften würde unnatürlich sein. Auffällige Unterschiede bestehen in der Gegend der Augen, die für den Gesichtsaus-

druck maßgebend sind. Das rechte Auge sieht in der Regel von der durch die Mitte des Nasenrückens gelegten Ebene weiter ab als das linke, und der obere Rand der knöchernen Augenhöhle, sowie der darüber befindlichen Wulst, ist rechts höher ausgehoben als links. Neuerdings wurde auch erkannt, daß das rechte Auge meist leistungsfähiger ist als das linke. Asymmetrien des Schädels sind bei Europäern häufiger als bei farbigen Rassen; am geringsten sind sie wahrscheinlich bei den Negern. Ihre Ursachen sind noch nicht aufgeklärt. Für Gesichtasymmetrie wurde u. a. die Lage des kindlichen Kopfes gegen Ende der Schwangerschaftsperiode verantwortlich gemacht. Aber auch die Erbliebeit spielt eine Rolle. Die Asymmetrien des Gehirnschädels stehen wohl mit der verschiedenen Größe der beiden Hirnhälften in Zusammenhang.

Unsere Klassengemeinschaft.

Ranny Steinmann gibt in Nr. 10 der Zeitschrift „Der Elternbeirat“ (Verlag Berlin SW. 68, Lindenstraße 114) eine köstliche Schilderung einer Klassengemeinschaft, die allen Schuljüngern ein Greuel sein muß und soll:

Wir treffen uns jeden Morgen zu gemeinsamer Freude. Dreißig Kinder und ich. Mitzubringen ist: Ernst und Humor.

Ich halte die Zügel der Geister in meinen Händen. Sie wollen es so; denn es wird dann immer schöner, wenn ich die Führung habe. Wir haben es auch schon anders versucht. Aber es geht uns nicht. Es ist gerade wie beim Spiel. Da hat die große Schwester auch die besten Vorschläge, und die Mutter hat die allerbesten Gedanken. — In unserer Gemeinschaft haben wir uns alle gegenseitig gern. Einige halten auch Freundschaft.

Ich vergaß: mitzubringen sind aufgeräumte Geistesstuben. Der Vokabelschrank muß in Ordnung sein und die Verbkommode. Die Rechenstube vor allen Dingen. Dann die schöne Gedicht- und Geschichtenstube.

Ich merke sofort, wer am Nachmittag in den Geistesstuben geschafft hat und wer nur z. B. in der Eßstube, im Spielzimmer oder in der Märchentemenate gewesen ist. —

Die Klassengemeinschaft ist ein Stück von unserem Leben. Ein großes Stück. Ein schönes.

Morgens beginnt die Zusammenkunft meist mit einem Ueberlegen und Besprechen von Lebensdingen. Treue, Liebe, Frohsinn, Stärke, aber auch Schwäche, Trauer, ja sogar Häßlichkeit lernen wir kennen. Diese kommen alle wie Kinder aus den schönen Geschichten hervor. Sie bleiben am Ende stehen, und man sieht es ihnen sofort an: das ist die Treue, das ist der Zweifel.

Oft sehen wir sie dann in Bildern von Correggio oder Uhde oder Gebhardt.

Nach diesem Ueberlegen geht es auf die Reise. Der Rucksack wird aufgeschnallt. Nun heißt es: durch liebliche Täler und Wälder, in ferne Städte, auf hohe Berge hinauf. Dabei geht's lustig zu. Jeder hat den Humor im Rucksack. Leider ist die Wanderung immer zu kurz. Manchmal schwimmt man gerade in dem schönsten Waldsee. Da läutet es. —

Wir warten nicht auf das Leben. Wir sind schon mitten darin. Es ist ein erster und doch ein lustiger Weg. Durch Felder hindurch. Manchmal Getreidefelder; manchmal Blumenwiesen. —

Man kann in alle Dinge Freude hineintragen. Wir tun das. Das Freuen steht mitten unter uns. Es ist unsere liebste Gespelstin in der Klassengemeinschaft. Unser Liebling. Er bringt es fertig, daß selbst der größte Langschläfer und der faulste kleine Pelz gern kommt.

Ich stehe und halte die Zügel. Mit Dankesworten . . . denn Kinderseelen sind Knospen, die zu Blüten werden. Mit Dankesworten . . . denn meine Arbeit ist eine Arbeit der Sonne und des Frühlings.

Lach doch das Gegeine nach der guten alten Zeit!
Zeit, daß ihr, was tot ist, begrabt!
Es gilt nur die eine Neue:
Wenn ihr noch Mark in den Knochen habt,
baut euch die neue!
Freilich kommt nie die Zeit,
wenn ihr sie nicht selber seht!

Lach doch das Gegeine nach der guten alten Zeit!
Was Schutt ist, ist Schutt!
Was kaput, ist kaput!
Es hat keinen Sinn,
daß ihr an alten Knochen schabt;
Die alte Zeit ist hin!
Wenn ihr die neue in euch selber tragt:
Vorwärts! Beginn!

Rich. Euringer.

Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet; denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich einmal gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Grabe tragen möchten.

(H e b e l 1860.)

Der Baum.

Von Erich R. Schmidt.

Ihr seht ihn selten an, den Baum, und dennoch ist er ein Wunder. Er ist Symbol des Menschenlebens, hat Frühling, Sommer, Herbst und Winter, er guckt aus der Erde, wächst empor, schüttelt sich im Sturm, blüht, wirft Frucht, welkt und vergeht, er hat seine Epochen, grün und grau, wie ihr, seht ihn genauer an, er ist ein Symbol. Er erlebt die Jahreszeiten wie ihr, er wird im Frühling toll vor Saft, schwitzt und sehnt sich zur Sommerzeit nach Kühle und Regen, steht traurig im Herbst und wartet und schweigt im Schnee.

Aber wie der Mensch „den Wald vor Bäumen nicht sieht“, so sieht er die Menschheit vor Menschen nicht. Was ist ihm Baum, was ist ihm Mensch, nur immer vorwärts auf der Alltagsstraße, der Magen ist Kompaß; es gibt Bäume, es gibt Menschen, er aber hat sein großes Ich. Seid mir Kuffisse, sonst nichts.

In linder Luft winken zarte Blätter, Duft geht um, er wirft erste Schatten, der Baum. Da wandeln Müßige durch Parks und Alleen, auf Waldwegen, Berlebte und Traurige, Kinder und Große, über allen spielen die grünen Fächer, sie machen keinen Unterschied; Reiche und Zerlumpte, Gute und Gemeine, über allen ist eine Wipfelmelodie. Ist die helle Harse des Windes, der durch die Zweige weht, Freude und Daseinslust durch die Blätter träufelt und alle Stirnen goldgrün umspinnt.

In Mittsommerglut gibt er Schatten, der Baum, obwohl er selbst dort, er ist voller Glüte, sein Reichthum ist ohne Ende, die unter ihm liegen, spüren weder Seufzer noch Klage. Ganz still steht die Luft auf den Wipfeln. Die Stämme sind dürr, die Wurzeln summen, niemand hört es, die Menschen lagern im Schatten. Und des Nachts liegen Verliebte unter dem schwarzen Blattfiligran, das seine Maschen über den hellen Himmel spannt, er schützt die Zärtlichen mit breitem Stamm und steht selbst einsam wie ein Mönch, er, der Baum. Niemand dankt ihm.

Es kommen die knatternden Tage, da die Menschen ihre Hüte halten — nicht anders hielte der Brum die tausend Kinder, seine Blätter, wäre ihm nur Nacht gegeben. Er liebt die kleinen bunten Gesellen, gelb und rot, er träge sie gern durch Eis und Schnee, doch der Sturm, der harte, nimmt sie ihm gellend, setzt sie umher, er wird langsam kalt wie ein Mensch im Jenit, die Kleinen verwehen, die bunten, seine Kinder; was aus ihnen wird — er weiß es nicht, der Baum.

Er steckt beraubte Äste in die schneegraue Luft, seine Zweige tragen weiße kalte Last, Frost macht seine Rinde eisig und hart. Er wartet und horcht, die Säfte sind stumm, sein Haupt weiß taum, ob die Füße noch leben. Die Wurzelzehen sind von harter Erde umpreßt, sie rühren sich nicht — der Boden gibt ihnen weder Kraft noch Glück. . . . Bis die Erde mählich erweicht, sich dehnt und belebt, Saft in die Poren der Wurzeln wirft, daß sie strohen und machtvoll ihren Ueberflang zur Höhe pressen: bis in die letzte Spitze des letzten Gezweigs. Dann brechen neue Knospen, und der ewige Kreislauf beginnt. Selig stößt er frische Triebe ins Sonnenlicht, rauscht und flüstert voll Glück — er, der Baum.

Als ich Kind war, ging ich durch eine Allee, da stand eine Pappel unter fremden Bäumen, sie hatte keinen Gefährten, alle waren ihr fremd, die Buchen, die Linden, die Eichen, sie war ganz allein. Und ihr Rauschen klang anders als das der Fremden, ihre Blätter drehten sich silbern und sangen. Sie sangen voll Sehnsucht nach einem Gefährten, ich hörte sie lange und konnte nicht fortgehen. Heute noch höre ich die Pappel flüstern, ich brauche nur an sie zu denken, so vernehme ich den gleichen Ton wie damals vor zwanzig Jahren. Solch Heimweh hatte die einsame Pappel.

Eine Kiefer aber stand auf felsiger Klippe, tief unter ihr war Bergesbucht, sie war in Gefahr zu fallen. Wenn Orkane bliesen, klammerte sie die Zweige fest um die Erde, bog den Leib zurück ans Land wie ein Mensch, der über Bogen am Abgrund schwankt. Sie klirrte und stöhnte im reißenden Sturm, nächtelang flogen die Äste, kein Ausruhen, kein Trost. Doch am Tage kam zuweilen ein kleiner Vogel, der schwankte mit ihr im Wehen, klammerte sich fest und sang. Niemand hörte es, denn die Luft war voll Lärm, aber

die Kiefer schauerte vor Glück, sie war nicht mehr allein. Wie einsam oft die Bäume sind, ihr wißt es nicht.

Da kommen Fäller mit Säge und Axt, es knirscht und splittert am Stamm, der Wipfel schwankt voller Angst, was soll geschehen? Blüte des Daseins, Sommerlust, rauschende Sehnsucht — alles bricht um. Seufzen aus der Höhe verhallt ungehört, Schreie zer-shellern, unsichtbar blutet der Stamm, ehe er dröhnend und polternd fällt. Feinde rissen ihn nieder, den Baum, Tragik hoch auf hellem Stumpf. Mörder packen eine Leiche. Die Leiche war ein Baum. Ein Baum wie ein Mensch, hoffend und wachsend, selig in der Sonne, träumend im Sternensicht. Alles vergebens. Der Baum ist tot.

Ihr seht ihn selten an, den Baum, ihr habt kein Gefühl, ihr benutzt ihn und geht, ihr macht es wie mit euresgleichen. Er aber wächst für euch auf einsamer Heide, wo Bienen Flut durchsummen, ihr nehmt ihm die Frucht, den Schatten, ohne Dank. Er steht in Tropen, eng an Gefährten gepreßt, und die Luft ist voll von seinem grünen Atem. Er reckt sich in sehnächtiger Kurve hoch über den Wüstenland, und im Schatten seiner kleinen Krone lagern Begehende und ruhen. Bis in die Regionen des ewigen Frostes ist er gegangen, um euch dort oben seinen fargen Stamm als Wärme zu geben. Auf Bergen, in Tälern, überall seht ihr den Baum. Er ist Symbol eures eigenen Lebens, er hat seine Epochen, grün und grau.

Und doch, ihr seht ihn selten an, den Baum.

Unsere Jugend in der Befreiungshalle.

Aus dem niedrigen mittelalterlichen Tor des anmutigen niederbayerischen Städtchens Kelheim quillt ein bunter Strom farbigen Lebens. Sprühendes Rot auf Fahnen und Standarten, Fanfare in dem mildkräftigen Grün des beginnenden Waldes, lachende jugendliche Gesichter und darüber strahlend die Pfingstsonne.

Marschmusik! Und wie Taubenschwärme helle klangvolle Stimmen, schwebend über dem Ganzen, vorausleitend, zurückkehrend, verschwindend und in Kurven wieder auftauchend. Wanderlieder, wie sie die Jugend singt, denn es ist Jauchzen darin. Dazwischen aber auch volle schwere Töne im Gleichmaß des ewigen Webstuhlgeräuschs der Arbeit: „Wer schafft das Gold zu Lage?“

Nun setzt der leichtbeschwingte Rhythmus der Arbeitermarzellaise ein, und am Ende des Zuges bricht es hervor: „Völker, hört die Signale“, die Internationale!

Nicht alle spüren die Schwere der Worte, nicht allen den jungen Sängern und Sängerinnen springen ihre Funken ins Herz, aber alle fühlen das Neue, den Bruch mit dem Haß- und blutbefleckten, langweilig od gewordenen Gestern.

Sie marschieren und singen, als ginge es in ein neues unbekanntes Land, dann verschwinden sie auf den bewaldeten Serpentin, die hinaufführen zu der Befreiungshalle, die das Städtchen und die blinkende Donau überragt. Nur hier und da taucht ein roter Wimpel auf, ein vielstimmiger Schrei klettert an den Bäumen empor, und wie Bienensummen auf blühender Heide klingt der Gesang, bis Farben und Klänge sieghaft sich oben ausbreiten auf der Wiese vor der tempelartigen Halle. Fürstenwille hat sie erbauen lassen zum Andenken an Schlachten, die das Blut von Millionen junger Herzen tranken, an Befreiungsschlachten, die den Fürsten und herrschenden Kasten, nicht aber den Völkern die Freiheit brachten.

Marmorfühl und feierlich ist die Halle im Innern. Die engelgestaltigen Genien der Freiheit, die das Mund mit ihren Armen und Leibern schließen, wirken wie eine Kette von sphynxartigen Wesen in steinernem Gleichmut. Unter ihnen aber baut sich ein Ring von Jugend auf. Die Musik draußt in dem hohen Kuppelraum wie Orgelklang.

Die folgenden erklärenden Worte gehen fast verloren. Es kommt auch nicht darauf an. Empfindung ist hier alles, wo sich Fürsten im Bewußtsein ihrer Herrscherrechte zusammensanden und nun die scheuen strachelnden Schritte von Arbeiterkindern auf den Teppichen rascheln, Füße, die noch schwer sind von der Not der entbehrungsreichen Jahre, Füße, die erst leicht und lebensfroh werden wollen.

Dann aber geschieht Unerhörtes!

Ansicher erst, dann kräftig und voll klingt es aus tausend Kehlen: „Das sind die Arbeitermänner, das Proletariat!“

Wandel! Wandel der Zeit! Wandel der Freiheit!

Dann wendet sich der Strom hinaus in den lachenden Morgen, die breiten Stufen hinab zum Frohsinn, zum Reigen, zum frohsinnigen Bekenntnis: Wir sind!

Vächse, zürne, Zuschauer, dem das einige Rot ein Aergernis ist, spötte über Ungeschicklichkeiten, eifere über Entweihung, aber neige einmal dein Ohr und lausche auf das, was durch das bunte Leben noch ungeformt, ungestaltet, aber doch vernehmbar rauscht, und glaube an Deutschland und an die Menschheit.

Dito Krille.

Lugussteuern. Schwer legt sich die Hand des Steuerbeamten auf die Taschen der Staatsbürger: Der „Lugus“ soll besteuert werden, und dabei werden sovieler kleine „Notwendigkeiten“ mit in Rechnung gezogen, daß wir etwas unwillig den großen Kreis der angeforderten Objekte ansehen. Schmutzbedürfnis, Vergnügen und Abwechslung über den eintönigen Kreis der täglichen Beschäftigung hinaus, gehört einmal zu den Begehren moderner Menschen. Und doch gab es einmal eine Zeit in Preußen, wo die Lugussteuer weit ärger gehandhabt wurde als heutzutage. Der prachtliebende erste preußische König Friedrich I. war es, der aus seinen „Untertanen“ herausprekte, was nur irgend möglich war. Da gab es vor allem eine Haarsteuer, d. h. der Gebrauch falscher Haare auf dem Kopf jedes Bürgers wurde lugusbesteuert. Gemeint war in erster Linie das Perückentragen, wie es ja in jenen Zeiten allgemein bei Standespersonen üblich war. Staatsbeamte, Offiziere und Hofbeamte zahlten 2 Taler, niedere Beamte, Hausbesitzer und Künstler 1 Taler 8 Groschen, Unterbeamte und Kaufleute 20 Groschen Steuer dafür. Der zweite Gegenstand der Lugussteuer war der Hut. Wozu brauchte der Bauer und Bürger einen Hut? Die Mütze war gut genug. Besonders der langspitzige Hut, den bestergerüstete Einwohner an Sonn- und Festtagen trugen, hatte es dem König angetan. Ein guter Groschen war die Abgabe. Wer nun gar so vornehm sein wollte, sich einen Wagen, damals Karosse genannt, zu halten, der wurde zur Karossensteuer herangezogen, 8 Taler preußisch mußte er blechen.

Sehr viel böses Blut machte es aber, als die Steuerbeamten ihre Finger auch auf intime Kleidungsstücke und Schmuckartikel legten. Wie heutzutage ging man dem wohlgefälligen Schmuck an Gold und Geschmeide zu Leibe. Nur gegen eine jährliche Abgabe von 1 Taler war es jemandem erlaubt, sich und vor allem den Ehehälfte Gold und Geschmeide zum Puh umzuhängen. Aber da war ein Gegenstand, auf den die Steuerbeamten besonders sahen: den Strumpf. Der Strumpf war damals kein so gewöhnlicher Kleidungsgegenstand wie heutzutage, sondern als „Pariser Mode“ nur ein Zeichen eines gewissen Wohlstandes.

Waren diese Steuern schon eine genügende Last für den geduldbigen Staatsbürger, so genügte alles dies dem Hohenzollernkönig nicht. Es kamen dazumal die ersten öffentlichen Kaffee- und Teehäuser in Berlin auf, und Friedrich I. merkte, daß man den Lugus des Kaffee- und Teetrinkens ganz gut in das Steuerprogramm mit aufnehmen konnte. Und so gab es königliche Erlaubnisheine zu 2 Talern pro Person, ohne die niemand in einem Kaffeehaus Speise und Getränk zu sich nehmen durfte.

Dieser Schröpfskopf von König hielt auch das Jungfrautum für einen Lugus. Allen Erstes gab es ein Dekret, daß jedes Frauenzimmer, das bis zum 40. Lebensjahr keinen Mann gewählt habe, in sechs Groschen „Ledigenacclise“ genommen werden sollte. Und diese Alltagssteuer war vielleicht die kurioseste aller Abgaben, die je eine Steuerpolitik hervorgebracht hat. P. R.

Technik

Welche Kraftvorräte besitzt Deutschland? Wir werden in den nächsten Jahren sehr haushalten müssen mit allen unseren Kräften und Vorräten, um die ungeheuren Lasten zu ertragen, die auf uns gelegt sind. Da ist es wichtig, sich erst einmal klar zu werden, was unser Land an Energien besitzt. In einem bemerkenswerten Vortrag, der in „Technik und Wirtschaft“ wiedergegeben wird, behandelt Geh. Rat. Klingenberg die wichtigsten Energiequellen Deutschlands.

Die sicheren Vorräte an Steinkohle stellen eine nützliche Menge von 303 Milliarden To. dar, machen also 95,3 Proz. aller Energievorkommen in Deutschland aus. Von der Gesamtzeugung elektrischer Energie im Betrage von 6137 Milliarden Kilowattstunden wurden 3191, d. h. 52 Proz., durch Steinkohle erzeugt. Doch nimmt im ganzen der elektrische Stromverbrauch für seine Erzeugung nur 6 Proz. der gesamten Kohlenförderung in Anspruch. 1913 betrug die Steinkohlenförderung 190 Millionen To., während im letzten Jahr nur 75 Proz. davon erreicht wurden. Diesen bedeutenden Steinkohlenvorräten gegenüber erscheint der Vorrat an Braunkohle bescheiden; er beträgt 13,4 Milliarden To., d. h. 1,3 Proz. aller Energievorkommen in Deutschland, 2332 Milliarden Kilowattstunden elektrischer Energie, also 38 Proz. der Gesamtzeugung, wurden durch die Braunkohle erzeugt. In den letzten Jahren hat man immer mehr die Braunkohle zu diesem Zweck herangezogen, und mit der Steigerung des Verbrauchs stieg auch die Förderung: 1913 wurden 87 Millionen To., 1919 schon 94 Millionen To. Braunkohle gewonnen. Leider dürften aber die deutschen Braunkohlenvorräte schon in 90 Jahren erschöpft sein. Viel geringer ist die Bedeutung des Torfs. Der Vorrat von 0,85 Milliarden To. stellt nur 0,1 Proz. der deutschen Energievorkommen dar, die zur Erzeugung von 0,2 Prozent der elektrischen Energiemenge Deutschlands beitragen. Groß-Torfkraftwerke sind nicht möglich, weil für ein Kraftwerk von 125 000 Kilowattstunden eine Moorfläche von 32 000 Hektar notwendig wäre.

Von den deutschen Wasserkraften ließe sich die Hälfte nutzbar machen, und auf diese Weise würde die Kraft zur Erzeugung von 3,8 Milliarden Kilowattstunden gewonnen werden. Dies wären 62 Proz. aller Energie in unseren Elektrizitätswerten, und 5,1 Millionen To. Steinkohle könnten dadurch gespart werden. Bisher beträgt die Ersparung an Steinkohlen durch den Ausbau der Wasserkraften noch nicht 1 Million To.

Büchertisch

Vollstümliche Bücher. Die Buchhandlung Vorwärts gibt jetzt auch klassische Romane und Erzählungen in schmalen, biegsamen, buntfarbigen Einbänden heraus, die sich zu Geschenkzwecken besonders eignen. Von Theodor Storm wird Hans und Heinz Kirch (und die Söhne des Senators) geboten, zwei seiner besten Charakterdarstellungen voll besinnlichem Ernst und feinstem psychologischer Entwicklung (Preis 9 M.). — Ein zweiter Band ist Anzengruber gewidmet: das Sündkind und andere Erzählungen (Preis 10 M.). Ernst Preczang hat mit gutem Griff das auszuwählen verstanden, was den warmherzigen Menschenfreund, den Bekämpfer aller Bedrückung kennzeichnet; die „Märchen des Steinklopferhannes“, die urvolkstümlichen Offenbarungen des Weltweisen von der Straße fehlen natürlich nicht. — der freigewordene Gottfried Keller, der jetzt endlich in die Massen dringen könnte, wenn die Buchsteuerung dem nicht entgegenstände, wird in mannigfachen Gesamt- und Einzelausgaben herausgebracht. Hingewiesen sei diesmal auf die köstliche Aufmachung des Verlags Hansstaengl in München. „Das Fährlein der sieben Aufrechten“, Die „Sieben Legenden“, zwei Perlen Kellerscher Erzählungskunst erfreuen durch den Einband (blau und rot mit Gold), das Titelbild (in Kupfer) und die entzückenden Zeichnungen Gustav Traubs (Preis des Pappbandes 16 M.). — Die altbekannten Hendel-Bücher, die jetzt im Verlag von H. Hillger erscheinen, nehmen ihre Tradition wieder auf, aus der Gesamtliteratur wertvolle Gaben bei gutem Druck billig zu bieten (die Nummer kostet 85 Pf., geb. 2,50 M.). An neuen Nummern liegen u. a. vor: Anzengruber: Pfarrer von Kirchfeld, Volkmann-Beander: Träumereien; Turgenjew: Erste Liebe, Frühlingsfluten.

Die Sammlung Reisen und Abenteuer des Verlages F. A. Brockhaus, worin spannende und mannigfach belehrende Ergebnisse aus den großen Reifewerken bekannter Forscher ausgewählt sind, wird fortgesetzt (Preis des festgebundenen, mannigfach illustrierten Bandes 12 M.) Hedin (Zu Land nach Indien), Stanley (Im dunkelsten Afrika) und Nachtigal (Sahara und Sudan) sind neu hinzugekommen. Für die breite Leserschaft und insbesondere die Jugend ist hier aus den umfangreichen und heute unerschwinglichen Originalwerten eine geschickte Auswahl getroffen. — Das Werden des naturwissenschaftlichen Weltbildes behandelt Genosse Dr. Hans Hef in drei knappen Vorträgen (Fränk. Verlagsanstalt, Nürnberg, Preis 7,20 M.). Himmelsbild, die Erde und das Leben, die Entwicklung der Physik heißen die drei Abschnitte, in denen die Quintessenz unseres heutigen Wissens von der Natur populär zusammengefaßt ist. — Vom Jahrbuch der Technik liegt der 7. Jahrgang abgeschlossen vor. Französische Verlagsausgabe, Stuttgart, Preis 18 M.) Es bringt reiches und wertvolles Material aus allen Gebieten der Technik und sollte weite Kreise in höherem Maße interessieren, als es leider meist der Fall ist.

Aus der Praxis

Billige Seefische als Nahrungsmittel. Seefischgerichte müssen gut schmecken, richtig nähren, voll sättigen. Das Hungergefühl soll sich nicht früher einstellen, als nach dem Genuß von Fleisch. Dazu müssen auch die richtigen Fische gewählt werden. Man muß ein schieres Stück Fleisch dem Essen vorsetzen, das er mühelos wie einen Rinderschmorbraten genießen kann. Die Mahlzeit soll auch vorhalten; deshalb zum öfteren geschmorten und gebratenen Fisch geben, wobei dem Fisch das fehlende Fett gleich zugelegt wird, den Fisch mit Hülsenfrüchten aller Art reichen, besonders mit säuerlich abgeschmeckten weißen Bohnen oder Linsen, mit Kohlgemüsen usw. Hierzu eignen sich vorzüglich Lengfisch, Kabeljau und Köhler (Seelachs). Den Köhler kann man in bezug auf die Zubereitungsmöglichkeiten sehr gut mit dem Rindfleisch vergleichen. Er ist ausgezeichnet zum Schmoren, zum Braten, für Gulasch, zum Bereiten von Ragouts mit verschiedenen Tunten. Beim Vergleich von Nährwert und Preis finden wir beim Köhler einen höheren Eiweißgehalt für einen sehr viel geringeren Preis.

Kabeljau wird auch ohne Kopf angeboten. Der Fisch ist feinfaseriger und noch feinschmeckender als der Köhler. Er kann zu den feinsten Fischspeisen verwendet werden. Eine nur einigermaßen intelligente Köchin kann den Kabeljau dem verwöhntesten Eßer so zubereitet vorsetzen, daß dieser nichts zu tadeln findet. Er eignet sich zu den ausgezeichneten gebratenen Fischtoilettes, kann gepickt und gebraten werden, je nach der Größe in Filets oder im ganzen, er ist gut für Haabraten, zu Suppen, die keinen Kabeljaus zu einfachen und feineren Tunten. Es wäre im Interesse der Allgemeinheit sehr zu wünschen, daß gerade diese Fische, deren Wert bisher nicht genügend erkannt wurde, als Nahrungsmittel überall eingeführt würden.

Aus dem von dem „Ausschuß für die deutsche Seefischpropaganda“, Geestmünde-F., herausgegebenen Fischkochbüchlein ergibt sich, wie mannigfaltig die billigen Seefische verwendet werden können. Auf Wunsch wird es kostenfrei versandt.